

Aus den Schatten der Normalität

Transformationen ‚von unten‘

von Silja Graupe

Sonderdruck aus agora42 3/2023 zum Thema NORMALITÄT
in Kooperation mit der Hochschule für Gesellschaftsgestaltung

Man kann den Berg nicht sehen, auf dessen Gipfel man steht – genau das ist Normalität: Etwas als so selbstverständlich zu nehmen, dass es niemals erklärungs- oder gar fragwürdig erscheint. Man denkt mit ihm, aber niemals über es nach. Teil davon ist in unserer Gesellschaft die Illusion von Stärke, ewiger Gesundheit und Unverletzlichkeit. „It’s hard to be down, when you’re up“, soll einst auf der 101. Etage des World Trade Centers gestanden haben. Den Absturz: Um alles in der Welt soll es ihn nicht geben. Dennoch leben Menschen ‚dort unten‘; also dort, wo Schwäche und Leiden unabweisbar zum Alltag gehören. Je höher und gewaltiger die Gipfel des Normalen, desto tiefer die Täler, in denen sie sich zu bewegen haben. Täler, in denen ihnen der Weitblick verstellt sowie der Überblick verwehrt ist und in denen die fraglose Überschaubarkeit der Normalität fehlt. Das Leben ist hier verwinkelt, unvorhersehbar, unplanbar, verletzlich: prekär. Ich werde im Folgenden versuchen, ein wenig aus diesen Tälern zu berichten – mein Leid nicht länger in Schweigen zu hüllen, sondern beginnen, aus seiner Perspektive zu erzählen.

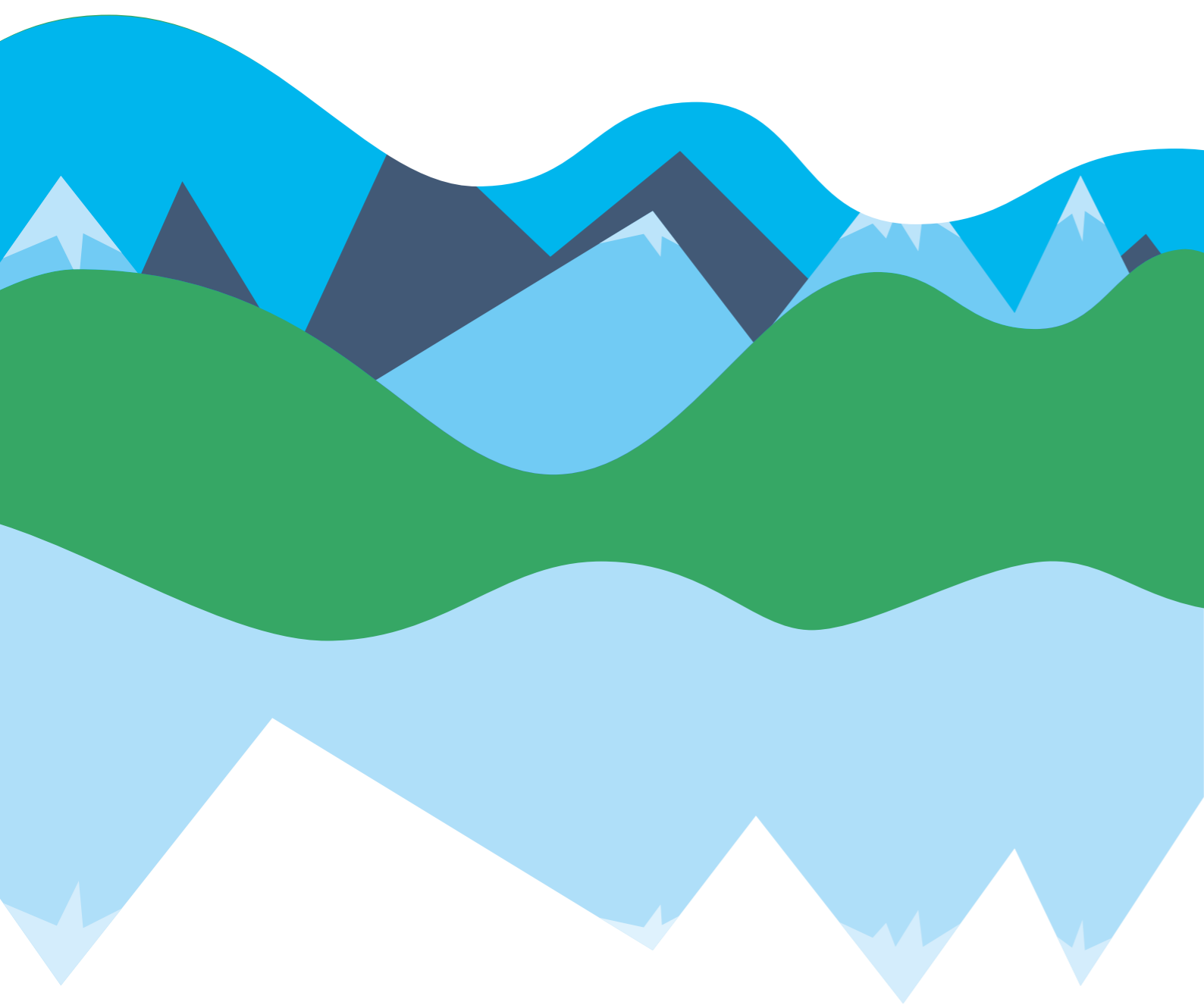
„Du hast immer Schmerzen?“

Erst mit zweiundzwanzig Jahren höre ich diese ungläubige Frage einer „normalen“ Person. Mit ihr gibt sich mir das Selbstverständliche unserer Gesellschaft endlich zu erkennen. Bis dahin lebte ich in meiner eigenen, noch heute schwer artikulierbaren Selbstverständlichkeit, dass jede*r stets und ständig Schmerzen haben müsse. Ist es doch bei mir kein Tag je anders gewesen. Doch lernte ich nie, darüber zu sprechen. Ich litt und sagte: nichts. Natürlich kannte ich schon damals ein Mehr und Weniger von Schmerzen. Aber dass es ein „Kein“ geben könnte, ahnte ich nicht. Stattdessen lebte ich in der fraglosen Gewissheit, dass es allen anderen ebenso ginge wie mir. Wie hätte ich auch inmitten des gesellschaftlichen Schweigens, das ganze Täler aus Schmerz übersieht, auf die Idee kommen können, dass andere nichts sagten, weil sie nichts zu verheimlichen hatten? Dies ist eine erste Form des Prekären: Das Normale geriert sich so selbstverständlich, schweigt sich dermaßen über sich selbst aus, dass Menschen, die von ihm abweichen, noch nicht einmal um ihre Andersartigkeit wissen können. Nicht nur ignoriert das Normale sie; es bietet ihnen auch keinerlei Ausdruck für ihre eigene Existenz. Man ist etwas, aber ohne ausdrücklich wissen, geschweige denn sagen zu können, was es ist. Die Schatten, die das Normale wirft, sind total; das Abnorme lebt in der Dunkelheit absoluten Nichtwissens um sich selbst. Bis heute hat mich diese Dunkelheit nie ganz verlassen. Nie.

„Es kann nicht wehtun.“

Ich bin zehn Jahre alt, als ein Zahnarzt dies sagt und in meinem Zahn weiterbohrt, obwohl ich vor Schmerzen weine. Er kann, er will auf meinen Schmerz nicht reagieren. Vom Gipfel seiner Professionalität existiert er nicht, weil die Betäubung aus seiner Perspektive wirken müsste. Ich winde mich in den Nieder-

ungen meines Schmerzes, aber sie bleiben für ihn ungesehen, unerkannt. Für ihn stelle ich mich lediglich widerborstig oder eigenartig an. Wieder und wieder passiert dies: Mein Schmerz bleibt unehört. Wenn er es dann überhaupt in die Kategorie ‚gehört‘ schafft! Meist sagt man eh, es sei nichts, ich bilde mir alles ein. So finde ich mich in dem, was mich im Innersten bedroht und zugleich prägt, von jeglicher äußeren Realität, ja einer gemeinsamen Wirklichkeit ausgeschlossen. Dies stellt eine zweite Form des Prekären dar. Sie erweist sich als vielleicht noch zerstörerischer als die erste: Menschen spüren, dass sie verletzlich, brüchig und angewiesen auf andere sind, werden aber gerade darin vom Normalen vehement geleugnet. Jedes Innen, so schreibt Takeo Doi, benötigt ein reflexives Außen, um sich darin gleichsam wie in einem Gerüst selbst zu konstituieren. Jeder Schmerz, der im Inneren wütet, aber im Außen nicht geglaubt, ignoriert oder gar negiert wird, droht Existenz zu vernichten. Wer sollte ich schon sein, wenn ich in meiner Hilfsbedürftigkeit, ja in der bloßen Erfahrung „Da! Aua!“ zurückgewiesen werde? Wie sollte ich mir selbst glauben, dass ich tatsächlich bin, was ich von mir weiß und fühle? „Eine einzige unerklärte individuelle Krankheit kann die kognitive und soziale Autorität eines jeden Menschen zerstören“, schreibt Susan Wendell in *The Rejected Body*. Im Kampf um die Wahrung seines Scheins von Unverletzlichkeit sendet das Normale all sein erosives Gestein hinab auf die, die in den Tälern des Schmerzes so laut schreien, dass ihre Botschaft die Gipfelregion doch zu erschüttern droht. Dort „unten“ wird so aus Schmerz noch mehr Schmerz. Ich habe die Lektion gelernt. Nahezu perfekt beherrsche ich, von vornherein nicht zu schreien. Selbst starken Schmerz lasse ich mir nicht anmerken. Ich bitte nicht erst um Hilfe. Kaum je.



„Sie sind unheilbar krank.“

Nach sechsvierzig Jahren höre ich diesen Satz der Fachmedizin. Es ist, als erspähte man mich erstmalig vom Gipfel der Normalität. Das Normale glaubt mir! Es gibt aus seiner Perspektive: *mich!* Wendell berichtet über eine Frau, die sie Gloria nennt: „Und damit (mit der Diagnose, SG) kam ein wunderbares Gefühl der Erleichterung. Ich kicherte, ich lachte. Ich war fröhlich. Meinem Mann ging es genauso. Wir waren wie Kinder, die durch den Park rannten. Wir hatten einen Namen. Wir konnten damit umgehen. Ich war keine neurotische Frau (...).’ Diese Reaktion war kein Ergebnis irgendeines Versagens, den Ernst der Diagnose zu verstehen. Es war das Ergebnis, von einem schrecklichen kognitiven und sozialen Konflikt befreit zu sein – zwischen dem, wie Gloria fühlte, und dem, was von ihr gefordert war, über sich selbst zu glauben.“ Dankbar dafür sein zu müssen, wenigstens als abnormal anerkannt zu werden, **ist die dritte Form des Prekären**. Sie mag erleichternd erscheinen. Doch zeugt sie damit nicht eher von der unfassbaren Gewalt, die in der sonstigen Ignoranz des Normalen liegt? Das Normale sieht einen – endlich! Doch tut es das allein aus sicherer Entfernung unbeteiligten Beobachtens, ohne von seinem Gipfel hinabzusteigen. Wenigstens verschafft es den Leidenden damit ein minimales Gerüst. „Du bist *anders*“, schallt es Menschen wie Gloria und mir entgegen, und darin meinen wir endlich ein „Du bist!“ zu vernehmen. Gleichwohl finden wir uns lediglich von der Kategorie „verrückt“ in die von „unbehandelbar“ verschoben. Und doch liegt in der bloßen Anerkennung absoluter Andersartigkeit die Chance einer merkwürdig stabil-instabilen Identität. In einer Welt, in der das Normale die Macht hat zu bestimmen, was sein kann und sein darf, kann dies unfassbar viel wert sein. Bis heute kann ich über meine Diagnose nicht weinen. Nie.

„Ich bin dankbar.“

„Danke, dass du dich zeigst, und dies einen Raum und eine Kultur schafft, in der wir uns mit unserem Schmerz zeigen können.“ Dies schreibt mir ein Student, als ich meine Diagnose, meinen Zustand chronischer Schmerzen und zunehmender Schwäche öffentlich mache. Ich breche von *mir* aus das Schweigen; beginne – gleichwohl tastend, wägend und ängstlich – aus meiner Perspektive des Prekären zu sprechen, ohne noch länger darauf zu warten, dass mir das Normale von sich aus Rede-, ja auch nur Existenzrecht erteilt. Über ein sicheres Fundament verfüge ich nicht; Erfahrung und Sprache klaffen auseinander, die Kommunikation bleibt unsicher; ich bin verletztlich. Es ist, als müsste ich aus dem Unwissen ins Wissen, aus dem Schatten ins Licht sprechen. Und doch scheint gerade auf diesem Weg ein Boden der Verständigung erwachsen zu können. Menschen – gerade auch junge! – scheinen sich in meinem Spiegel besser wahrnehmen zu können und das Fundament, auf dem sie und unsere Gesellschaft insgesamt ruhen, als seinerseits wackelig in den Blick zu bekommen. Indem ich ihnen einen „Umweg des Denkens“ (Francois Jullien) über meine Andersartigkeit biete, beginnen sie, sowohl mich als auch sich selbst neu zu erkennen. **Hierin zeigt sich eine vierte Form des Prekären**. Kann sie vielleicht allen Menschen gemeinsame Perspektiven schaffen, aus der wir die je eigenen und gemeinsamen Verletzlichkeiten erkennen können, die ansonsten nur verborgen unter den eigenen Füßen liegen? Jedenfalls ist das Prekäre hier nicht mehr nur das Andere. „Normale“ Menschen beginnen sich stattdessen in meinem Spiegel in ihrer jeweiligen Gefährdung verstehen zu wollen. Hierin keimt für mich Hoffnung. Immer mehr.

„Mir tut es weh!“

Mein heutiger Zahnarzt sagt das, wenn er bohrt. Wahrscheinlich ist mein Schmerz physiologisch der gleiche wie vor siebenunddreißig Jahren, und doch ist er fundamental anders. Denn nicht nur erkennt er meinen Schmerz an (auch wenn er ihn ebenfalls weder erklären noch abstellen kann); dieser Schmerz *geht* ihn an. **Dies ist die fünfte Form des Prekären**, in der sich das Normale angreifbar macht. Es stürzt – zumindest für einen Moment – mit ins Tal hinab, fühlt mit, verhandelt mit den Grad zwischen gesund und krank, normal und abnormal; trägt den Schmerz mit, teilt ihn auf. Mein heutiger Zahnarzt ignoriert weder meinen Schmerz, noch sieht er auf mich herab. Er lässt sich von meiner Abnormalität erschüttern, setzt sein Selbstverständnis aufs Spiel, weicht von seiner Routine ab, improvisiert – und bleibt doch in der Rolle des professionellen Arztes, der helfen soll und helfen will. Auch hier ist das Prekäre nicht mehr „das Andere“ dort drüben; sein Talgrund gerät darüber hinaus nun zum Nullpunkt, auf dem sich „Normal“ und „Abnorm“ begegnen und aus dem sie beide verändert hervorgehen. Ich darf lernen, den Grad zwischen erträglich und unerträglich mit anderen, also in Begegnung neu zu vermessen. Immer wieder.

„Du hast es gut!“

Meine Freundin sagt dies, und gemeinsam prusten wir los vor Lachen. Gerade erzählte ich, dass ich aufgrund meiner Schmerzen und Schwäche meine Hochschule nun überwiegend auf Socken und vom Liegestuhl aus leite. Die Präsidentin einer deutschen Hochschule im Dienst herumliegend, Forschung und Lehre ‚von unten‘ aus gestaltend? Was für ein Happening! Prekär zu sein heißt in dieser, **seiner sechsten Form**, mit den Standards des Normalen zu spielen. Es heißt, dessen Berg hinauf- und wieder

hinunterzusteigen, um von überall auf das Leben zu schauen, ja es zu leben. Es heißt gar, in sein Inneres vorzudringen, um den Berg von dort aus aufzuweichen und abzutragen, so wie der gewaltige Kreislauf der Gesteine im Inneren unserer Erde jedes harte Gestein auf- und umschmilzt. Hier wird fundamental offen, was überhaupt als selbstverständlich oder fragwürdig, gesund oder krank, gut oder schlecht gelten kann. Das Normale und das Prekäre: Sie tanzen zusammen, wirbeln alle geltenden Standards durcheinander, und der Humor ist dabei einer der besten Lehrmeister. Nicht, dass man über andere lachte. Man teilt die Freude daran, dass aus jeder, aber auch wirklich jeder Perspektive neue, ungewöhnliche Einsichten und Wertungen erwachsen, alle Berge des Selbstverständlichen ins Wanken kommen und damit überraschende Lichteinfälle entstehen können. „Eines Tages müssen wir alle sterben“, sagt Charlie Brown. „Ja, aber an allen anderen Tagen nicht“, antwortet Snoopy. Ich beginne zu ahnen: In den Tiefen des Prekären können wir gemeinsam das Relief des Möglichen verändern. Vollständig. Immer.

Wankende Realität: Transformative Wissenschaften ‚von unten‘

Ich bin Ökonomin und Philosophin genug, um zu wissen, dass meine autoethnografischen Skizzen so gut wie alle wissenschaftlichen Standards verletzen. Warum lasse ich menschliche Erfahrung, zumal noch persönliche sprechen? Warum maße ich mir eine Art „radikale Induktion“ (Richard Sennett) an, indem ich vom (sogar persönlichen!) krassen Einzelfall auf ein Allgemeines verweise? Auf Objektivität aus zu sein, heißt, wie Lorraine Daston und Peter Galison in ihrem Buch *Objektivität* so überzeugend zeigen, jede Spur menschlicher Erfahrung aus dem Wissen tilgen zu wollen. Es heißt, den Berg

des Selbstverständlichen noch zu übersteigen in der Hoffnung, aus der unangreifbaren Perspektive eines göttlich enthobenen Blicks teilnahmslos, unpersönlich, leidenschaftslos und abstrakt die Welt „da unten“ im Ganzen übersehen und letztlich auch beherrschen zu können. Warum also mein Tabubruch? Ich antworte mit Michel de Certeau und einer Gegenfrage: Könnte es nicht sein, dass diese Art der Objektivität am Ende lediglich ein Trugbild hervorbringt, „also ein Bild, das nur durch ein Vergessen und Verkennen der praktischen Vorgänge zustande kommt“? Ich meine, dass dieses Vergessen und Verkennen menschliches Leid nicht nur übersehen, sondern verstärken oder gar hervorbringen kann. „Was ist noch schlimmer als Leid? Gleichgültigkeit!“ Sollte diese Aussage Elie Wiesels stimmen, wäre es an der Zeit, die Richtung wissenschaftlicher Aktivität auch immer wieder um 180° Grad zu drehen und den Gipfel des Selbstverständlichen nicht nach oben, sondern nach unten zu verlassen. „Wenn wir das soziale Leben erforschen

wollen, müssen wir eine Forschungsmethode anwenden, die nach besten Kräften Unordnung, Chaos, Unsicherheit und Emotionen anerkennt und berücksichtigt“ (Tony E. Adams). Bei einem gesellschaftlich so verdrängten Thema wie Schmerz kann, ja, muss dies vielleicht bedeuten, radikal subjektiv bei der eigenen Erfahrung zu beginnen. Denn es existiert vor ihr keinerlei Boden der Verständigung, sondern dieser muss erst aus ihr erwachsen. Neue Gesetzmäßigkeiten, neue Sicherheit gibt es hier nicht zu entdecken. Vielmehr ziehe ich, indem ich meine Stimmen erhebe, darauf ab, einen Resonanzraum zu schaffen, in dem andere Menschen den Mut fassen können, ihre eigene Stimme zu erheben. Weder um neue Sicherheit noch um Beherrschen geht es, sondern um die Befähigung, verletzlich in Begegnung zu leben und aus dieser Lebensweise heraus in und für Krisenzeiten Transformatives hervorzubringen: Unentdecktes und Ungeahntes als Quellen, aus denen ‚von unten‘ neue Wertmaßstäbe entspringen.



Foto: Christian Daitche Photography / Fotobonn

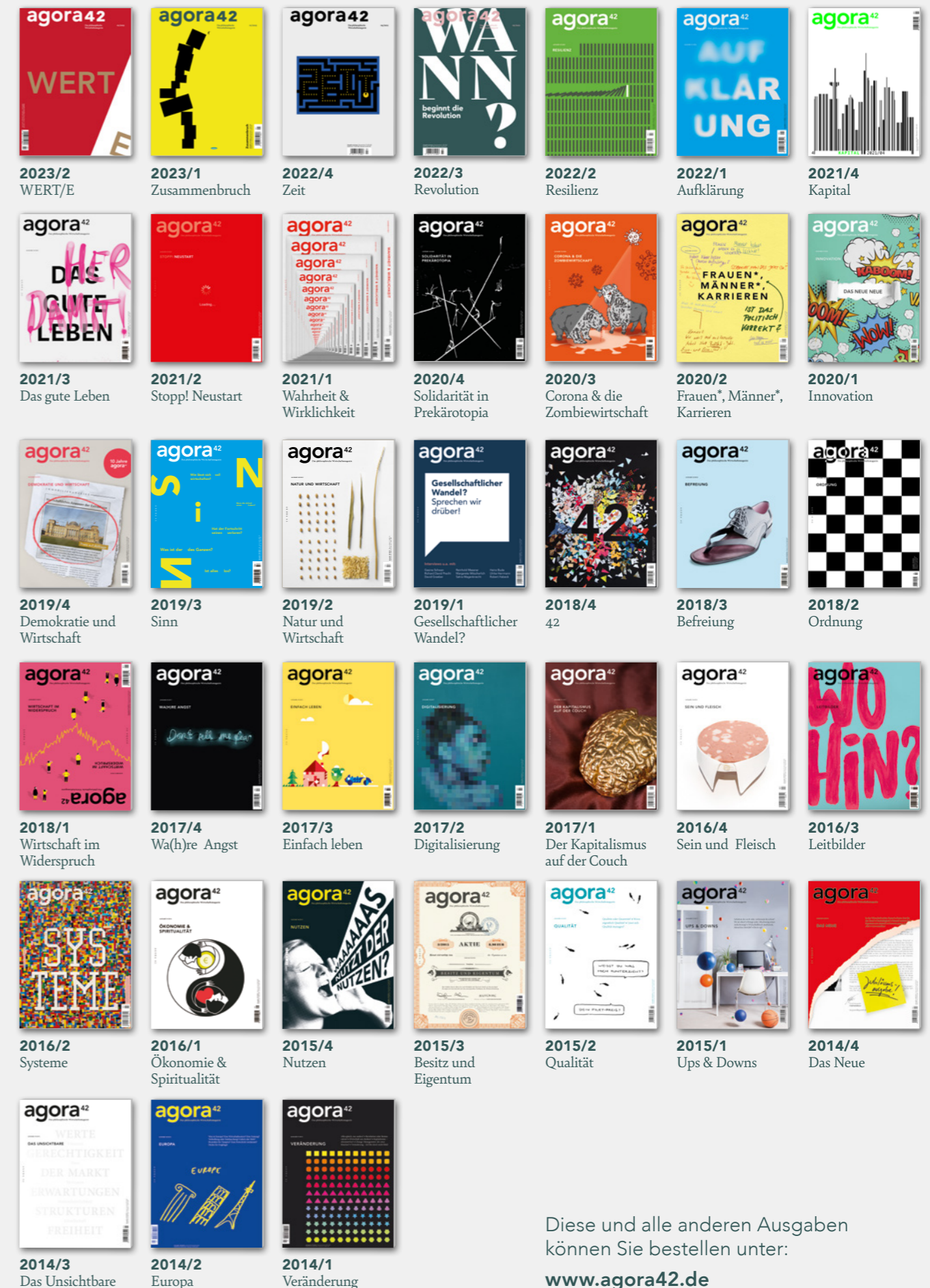
Silja Graupe

ist Gründerin und Präsidentin der Hochschule für Gesellschaftsgestaltung in Koblenz (HfGG) sowie Professorin für Ökonomie und Philosophie. Sie engagiert sich für einen tiefgreifenden Bewusstseinswandel in Wirtschaft und Gesellschaft, der die Festungen des vermeintlich „Normalen“ aufsprengt. Ihr Hauptanliegen ist eine neue Transformative Bildung, durch die Menschen lernen dürfen, sich inmitten von Krisen und Prekarität für eine lebenswerte Zukunft aller einzusetzen. Und weil eine solch neue Bildung auch ein neues institutionelles Gewand braucht, ist sie zur Hochschulgründerin und -gestalterin geworden.

Kürzlich wurde bei Silja ein sehr seltener erblicher Gendefekt festgestellt, der Nerven, die für Schmerz und Bewegung zuständig sind, zunehmend zerstört. Die HfGG leitet sie deswegen tatsächlich meist vom Liegestuhl aus.

agora42 ist das philosophische Wirtschaftsmagazin.

Es schließt die Lücke zwischen Ökonomie und Philosophie, macht Zusammenhänge deutlich und gibt Raum für drängende Fragen in turbulenten Zeiten.



Diese und alle anderen Ausgaben können Sie bestellen unter:
www.agora42.de



hochschule für
**gesellschafts-
gestaltung**

STUDIERN GEHT MIT PROBIEREN!

POSSIBLE!



Wir sind die Hochschule für Gesellschaftsgestaltung. Die Hochschule des 21. Jahrhunderts für dich und alle, die die komplexe Gegenwart verstehen und eine lebenswerte Zukunft entdecken und verwirklichen wollen.



**Mache
bereits
im Studium
den
Unterschied!**



ANOTHER

